

Organische Masse oder kulturelles Erbe? Ein Handschuh aus der Grabung „Haus Pesch“

Frances Bartzok-Busch

1 Erkelenz-Pesch. Oberseite des Handschuhs nach der unsachgemäßen Reinigung mit Wasser.

Von der Niederlegung des ehemaligen Rittergutes Pesch in Folge des fortschreitenden Braunkohlentagebaus Garzweiler wurde schon im letzten Jahrbuch berichtet und auch dieses Jahr wieder (vgl. vorhergehenden Beitrag A. Schuler/J. Franzen/D. Franzen). Zuletzt handelte es sich bei Haus Pesch um einen geschlossen rechteckigen Gebäudeverband, der aus vorwiegend jüngeren Wirtschaftsgebäuden und einem älteren, historisch bedeutenden Herrenhaus bestand. Noch im vorigen Jahrhundert war die gesamte Anlage von einem Graben umgeben. Bis ins frühe 19. Jahrhundert gab es darüber hinaus einen zweiten, nur das Herrenhaus umgebenden inneren Graben. Im Zuge der Ausgrabun-

gen zeigte sich, dass das Herrenhaus auf eine Kleinburg des 15. Jahrhunderts zurückgeht, die im Nordwesten und Südosten durch zwei vorspringende Ecktürme gesichert war. Während der südöstliche Eckturm bis zuletzt erhalten blieb, wurde der nordwestliche – vermutlich aufgrund mangelhafter Standfestigkeit – schon vor dem frühen 19. Jahrhundert abgerissen. Zu dieser Zeit erfolgte die komplette Verfüllung des inneren Grabens. Im Nordwestturm befand sich aufgrund charakteristischer Verfüllungssequenzen zumindest zeitweilig eine Latrine.

Im Zuge der Ausgrabungsarbeiten wurde in den Monaten Januar und Februar 2011 der Herrenhausgraben direkt um den ehemaligen Nordwestturm mit einem Bagger ausgehoben. Das Sediment lagerte man, um es auf Funde hin zu untersuchen. Dabei kam – vergesellschaftet mit Tierknochen und Keramik des 16./17. Jahrhunderts – ein Fund von Seltenheitswert zutage: ein Fingerhandschuh, zunächst vermeintlich aus Leder. Dieser war ursprünglich in der unteren grauen, tonig-schluffigen Verfüllung des Grabens in feuchtem Milieu eingebettet. Nach der Reinigung vom Sediment in der Außenstelle Titz des LVR-Amtes für Bodendenkmalpflege im Rheinland (LVR-ABR) zeigte sich, dass es sich tatsächlich um einen Handschuh, allerdings aus textilem Gewebe handelte (Abb. 1).

Zur weiteren Untersuchung des fragilen Fundes war äußerste Vorsicht geboten, da die Fasermaterialien von textilen Nassfunden in der Regel so stark vergangen sind, dass lediglich das Strukturbild vorhanden ist, während die eigentlichen Fasern ihre morphologische Struktur bereits verloren haben. Dieses äußere Erscheinungsbild wurde nur noch durch eine hohe konstante Feuchtigkeit *in situ* erhalten. Bei raschem Absinken der Feuchtigkeitswerte an der Luft besteht die Gefahr von Rissbildungen, verursacht durch einen Spannungsaufbau im Objekt, bis hin zu einem Zerfall des Fasergebildes. Um diesem Zerfallsprozess entgegenzuwirken, war es notwendig, den Fund bei einer relativen Feuchtigkeit von mindestens 70 % aufzubewahren. Als der Fund für umfängliche Untersuchungen und konservatorische Maßnahmen im Februar 2011 der Fachhochschule Köln übergeben wurde, wies er trotz einer kontinuierlichen feuchten und kühlen



Lagerung einen wesentlich schlechteren Zustand auf, als noch wenige Wochen zuvor bei der Bergung. Die Fasern hatten viel von ihrer Struktur eingebüßt. Die Zeigefingerausformung hatte sich in der Zwischenzeit gelöst und ein Riss, der sich quer über das gesamte Objekt zog, zeigte inzwischen einen breiteren Spalt als zum Zeitpunkt des Auffindens. Durch den forcierten Alterungsprozess waren die Untersuchungen von Material und Technik des Objektes sehr schwierig. Erschwert wurden die Analysen überdies durch Quellungen der Fasern und Reflexionen des Wassers, das auf der Oberfläche des Objektes stand. Erst nach den abgeschlossenen Konservierungsmaßnahmen waren die Gewebestrukturen wieder deutlicher erkennbar. Dabei wurde der Handschuh in einer 10 %igen PEG-400-Lösung getränkt, die das Wasser in den Fasern ersetzt und deren Zusammenbruch verhindert. Eine anschließende Gefriertrocknung überführte das Textil in einen trockenen lagerfähigen Zustand. Auf eine Festigung wurde verzichtet, da dies den Handschuh farblich erheblich beeinträchtigt hätte. Die nötige Stabilisierung musste durch ein geeignetes Aufbewahrungsbehältnis erreicht werden. Das Objekt wird in einer Abformung aus säurefreien Papierstreifen, welche zusätzlich mit Japanpapier ausgekleidet worden ist, im LVR-LandesMuseum Bonn aufbewahrt.

Die Untersuchungen bestätigten, dass es sich um einen mehrmals gefalteten Handschuh handelt, der aus einem leinwandbindigen, stark verbräunten Leinengewebe besteht und dessen Finger nicht stark ausgeformt sind. In Anbetracht seiner Größe war er wahrscheinlich für einen Mann bestimmt (Abb. 2). Bei den Analysen ließ sich überraschend eine Fütterung mit Federn feststellen. Nach außen wird diese von zwei leinwandbindigen Gewebeschichten und nach innen von mindestens einer Gewebeschicht umschlossen.

Die Strapazierfähigkeit und die schmutzabweisende Eigenschaft des Leinens weisen auf eine Funktion als Arbeitshandschuh hin. Ein Kälteschutz für die Hände wird eher ausgeschlossen, da hierfür das isolierendere Material Wolle verwendet worden wäre. Allerdings kommen ein Wärmeschutz vor großer Hitze oder ein Schutz vor mechanischen Einwirkungen in Betracht.

Ikonographische Quellen zeigen, dass vor allem Maurer und Bäcker in dieser Zeit Schutzhandschuhe trugen. Beide Berufe wären denkbar auf dem Rittergut Pesch. Bisher konnten bei Literaturrecherchen keine vergleichbaren Handschuhe gefunden werden. Obgleich sich das ursprüngliche Erscheinungsbild, die Funktion und die genaue Zeit der Herstellung nicht gänzlich klären ließen, unterstreicht doch gerade das Fehlen an Vergleichsobjekten die Bedeutung dieses Handschuhs.

Textilien jeglicher Art waren in der Zeit vor der Industrialisierung wegen der vielen Arbeitsschritte,



die zu ihrer Herstellung nötig waren, enorm wertvoll. Deshalb wurden sie meist aufgetragen und oft fand noch im Anschluss die kleinste Faser eine zweite Verwendung wie z. B. zum Kalfatern von Schiffen oder zur Papierherstellung. Die Kleidungsstücke, die heute in Besitz von Museen sind, wurden vorwiegend bewusst über die Jahrhunderte verwahrt, da sie einen ideellen Wert besaßen, wie beispielsweise bei Gewändern des Klerus oder Hochadels. Herkömmliche Kleidung besaß diesen Wert hingegen nicht, weshalb Überreste fast ausschließlich im archäologischen Bereich zu finden sind. Da Textilien jedoch spezielle Erhaltungsbedingungen im Boden benötigen – z. B. Luftabschluss oder feuchtes Milieu –, können zumeist nur kleinteilige Reste geborgen werden, die oft an Beigaben und Trachtbestandteilen anheften (vgl. Beitrag P. Linscheid, 23–25). Diese bestehen vorwiegend aus Wolle und Seide, aber auch pflanzliche Fasern

2 Erkelenz-Pesch. Zeichnerische Darstellung des Handschuhs mit sichtbaren Gewebestrukturen auf der Handinnenfläche sowie der zeichnerischen Rückformung.

wie Leinen sind belegt, die sich in saurem Milieu leicht zersetzen. Für die Erforschung von Alltags- und Arbeitsbekleidung müssen für die historischen Epochen bildliche oder schriftliche Quellen herangezogen werden, die Auskunft über das Aussehen der Bekleidung geben können. Der Handschuh aus Pesch ist eines der wenigen erhaltenen Beispiele, die uns vor Augen führen wie alltägliche Kleidungsstücke in der Zeit vor der Industrialisierung aussahen.

Für Angaben zu Baugeschichte und Ausgrabungsbefund von Haus Pesch danke ich Dr. A. Schuler, LVR-ABR.

Literatur

D. Davydov / A. Schuler, Denkmalverluste durch Braunkohletagebau. Der Abbruch von Haus Pesch in Erkelenz-Pesch. Heimatkal. Kreis Heinsberg 2012, 73–83. – S. Kronenberg / P. Staatz / B. A. Strickstock, Bedeutende Bau- und Kunstwerke Erkelenz. Haus Pesch. Nr. 18 (Erkelenz 2009). – K. Kania, Kleidung im Mittelalter. Materialien-Konstruktionen-Nähtechnik. (Köln/Weimar/Wien 2010) 16–30.

Abbildungsnachweis

1 Ch. Schumacher, Krefeld. – 2 F. Bartzok-Busch, Weilerswist.

Stadt Essen

Qualvolle Enge auf dem Friedhof des Essener Münsters

Cordula Brand und Uwe Schönfelder

Südlich des Münsters lag bis 1827 der städtische Friedhof Essens. Ein 1739 erstelltes Gräberverzeichnis listet über 950 Namen auf. Kleineren archäologischen Untersuchungen zufolge datieren die ältesten Bestattungen ins 11. Jahrhundert, größere Ausgrabungen fanden bisher nicht statt.

Die kontinuierliche Nutzung des Friedhofs führte bald zu Platzmangel, weshalb 1522 im Südwesten des Geländes eine Beinhauskapelle errichtet wurde. Eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1803 kommentiert die Situation: „Drei fürchterliche Kreuze und ein verwesungsvolles Knochenhaus paradiren hier unmittelbar an der Strasse [...]“

2009 erfolgten verschiedene Bodeneingriffe im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Domhofes. Unter anderem wurde auch die alte Baumbepflanzung in Hochbeeten im südlichen Bereich des Hofes entfernt. Die neue Bepflanzung mit 20 Bäumen sollte ebenerdig geschehen. Hierfür musste auf einer Fläche von etwa 30 × 5 m Boden abgetragen werden. Mit der archäologischen Begleitung der Bodeneingriffe beauftragte das Domkapitel die Essener Firma Archbau.

Der angesichts der historischen Fakten zu erwartende desolate Zustand des Friedhofs erwies sich als noch gravierender als vermutet (Abb. 1). Bereits

der mit Hilfe eines kleinen Baggers durchgeführte Abtrag des humosen Oberbodens erbrachte zahllose Menschenknochen. Die Fülle menschlicher Überreste erschwerte die Entscheidung, ab welcher Höhe ein erstes Planum angelegt werden sollte. Aus Quellen zu anderen Friedhöfen ist zudem bekannt, dass gegen Ende der Belegungszeit im 18./19. Jahrhundert die Särge teilweise sogar aus dem Boden ragten, sodass relativ oberflächennah mit Befunden – zumindest eingeschränkt – zu rechnen war.

Abgesehen von den frostigen Bedingungen einer Frühjahrsgrabung wurden die Putzarbeiten dadurch erschwert, dass die Menschenknochen zu keiner Zeit in auch nur ansatzweise geordneter Lage vorzufinden waren. An einigen Stellen ergaben sich aufgrund der Befunddichte bei einem Bodenabtrag von nur 20 cm vier verschiedene Plana. Insgesamt ließen sich nur zwei nahezu komplette Bestattungen freilegen, alle anderen Skelette wiesen deutlichste (Zerstückelungs-)Spuren, verursacht durch die Bestattungsvorgänge, auf. Als Individuen wurden dabei sowohl alle im Verband und zumeist *in situ* befindlichen Skeletteile wie Oberkörper, Rumpf, Becken mit Oberschenkeln oder Beine als auch alle in der Regel dislozierten Schädel bzw. Schädelkalotten und Unterkiefer angesprochen. Auf